



Leseprobe

Clive Cussler

Hebt die Titanic!

Ein Dirk-Pitt-Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,00 €



Seiten: 416

Erscheinungstermin: 17. August 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Dirk Pitts größter Erfolg – und seine größte Niederlage!

Während der Kalte Krieg auf seinem Höhepunkt ist, entwickeln die USA die ultimative Verteidigungswaffe. Doch für deren Einsatz ist das extrem seltene Element Byzanium unverzichtbar, und es gibt nur einen Ort, an dem bestätigt ein Vorrat lagert: an Bord der 1917 gesunkenen *Titanic*. Der junge Marineingenieur Dirk Pitt erhält den Auftrag, den berühmten Luxusliner und das Byzanium zu bergen. Der hohe Druck unter Wasser, tückische Eisberge und ein herannahender Sturm machen die Lösung seiner Aufgabe fast unmöglich. Noch dazu hat die Sowietunion von Pitts Plänen erfahren, und ihre Agenten setzen alles daran, die Mission zu sabotieren. Dirk Pitt und sein Team müssen alles riskieren, um die sowietische Vorherrschaft zu verhindern ...

Verpassen Sie nicht die rasante Vorgeschichte, den Isaac-Bell-Roman »Die Titanic-Verschwörung«.



Autor

Clive Cussler

Seit er 1973 seinen ersten Helden Dirk Pitt erfand, ist jeder Roman von Clive Cussler ein »New York Times«-Bestseller. Auch auf der deutschen SPIEGEL-Bestsellerliste ist jeder seiner Romane vertreten. 1979 gründete er die reale NUMA, um das maritime Erbe durch die Entdeckung, Erforschung und Konservierung von Schiffswracks zu bewahren. Er lebte bis zu seinem Tod im Jahr 2020 in der Wüste von Arizona und in den Bergen Colorados.

CLIVE CUSSLER
Hebt die Titanic!

Autor

Seit er 1973 seinen ersten Helden Dirk Pitt erfand, ist jeder Roman von Clive Cussler ein *New-York-Times*-Bestseller. Auch auf der deutschen SPIEGEL-Bestsellerliste ist jeder seiner Romane vertreten. 1979 gründete er die reale NUMA, um das maritime Erbe durch die Entdeckung, Erforschung und Konservierung von Schiffswracks zu bewahren. Er lebte bis zu seinem Tod im Jahr 2020 in der Wüste von Arizona und in den Bergen Colorados.

Die Dirk-Pitt-Romane von Clive Cussler bei Blanvalet:

1. Der Todesflieger; 2. Eisberg; 3. Hebt die Titanic!; 4. Der Todesflug der Cargo 03; 5. Um Haaresbreite; 6. Im Todesnebel;
7. Tiefsee; 8. Cyclop; 9. Das Alexandria-Komplott; 10. Die Ajima-Verschwörung; 11. Sahara; 12. Inka-Gold; 13. Schockwelle; 14. Höllenflut; 15. Akte Atlantis; 16. Im Zeichen der Wikinger; 17. Die Troja-Mission; 18. Geheimcode Makaze;
19. Der Fluch der Wikinger; 20. Polarsturm; 21. Wüstenfeuer;
22. Unterdruck; 23. Die Kuba-Verschwörung; 24. Geheimakte Odessa; 25. Die zehnte Plage

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet und www.twitter.com/BlanvaletVerlag

Clive Cussler

Hebt die Titanic!

Ein Dirk-Pitt-Roman

Deutsch von Werner Gronwald

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 1976 unter dem Titel
»Raise the Titanic!« bei Viking Press, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so
übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum
Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

I. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 1976 by Clive Cussler

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2020 by

Blanvalet in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Joern Rauser

Umschlaggestaltung: © Johannes Wiebel | punchdesign,

unter Verwendung von Motiven von Shutterstock.com

(unterwegs; jfreeman; tagstiles.com – S. Gruene; George W. Bailey;

Eky Studio; iulias)

HK · Herstellung: sam

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-0882-2

www.blanvalet.de

April 1912:
Vorspiel

Ein Albtraum ängstigte den Mann in Luxuskabine 33, A-Deck. Ruhelos, mit schweißnassem Gesicht wälzte er sich in seinem schmalen Kajütenbett. Er war nicht größer als einen Meter fünfundfünfzig: mit schütterem, weißem Haar und einem glatten Gesicht, dem nur die dunklen, buschigen Brauen einen markanten Zug gaben. Die Finger seiner auf der Brust verkrampften Hände zuckten nervös. Seine Haut war kränklich bleich und die Augen dunkel umrändert. Obwohl er in zehn Tagen erst vierunddreißig Jahre alt wurde, wirkte er wie in den Fünfzigern.

Der körperliche und geistige Stress der vergangenen fünf Monate hatte ihn bereits bis an den Rand des Wahnsinns getrieben. In den Stunden der Wachheit verirrten sich seine Gedanken in düsteren Labyrinthen, und dabei verlor er jeden Sinn für Zeit und Wirklichkeit. Immer wieder musste er sich ins Bewusstsein zurückrufen, wo er sich gerade befand und welches das heutige Datum war. Er trieb dem Wahnsinn entgegen: langsam zwar, aber unentrinnbar, und das Schlimmste daran war, dass er es genau wusste.

Seine bebenden Lider öffneten sich, und er richtete den Blick auf den reglosen Ventilator an der Decke der Kabine. Als er mit den Händen über sein Gesicht strich, spürte er die Bartstoppeln von vierzehn Tagen. Auch ohne hinzuschauen, wusste er, dass seine Kleidungsstücke verschmutzt, zerknüllt und durchgeschwitzt waren. An Bord

des Schiffes hätte er als Erstes baden und sich umziehen sollen. Stattdessen hatte er sich aber in seine Kojen geworfen und nahezu drei Tage lang geschlafen: von Albträumen heimgesucht, aus denen er gelegentlich in einen halbawachen Dämmerzustand emportauchte, um nur noch tiefer in die Abgründe seiner Angstvisionen hinabzustürzen.

Es war spät am Sonntagabend, und das Schiff sollte New York erst in mehr als fünfzig Stunden erreichen – am Mittwochmorgen.

Er versuchte sich einzureden, dass er jetzt außer Gefahr war. Doch es gelang ihm nicht, obwohl die Beute, die schon so viele Leben gekostet hatte, absolut sicher verstaut lag. Zum hundertsten Mal tastete er seine Westentasche ab, und als er den Schlüssel dort spürte, schloss er wieder die Augen.

Später wusste er nicht, wie lange er im Halbschlaf gedöst hatte. Irgendetwas hatte ihn plötzlich geweckt. Es war weder ein lauter Ton noch eine heftige Bewegung, sondern ein Gefühl wie ein leichtes Erdbeben und ein merkwürdiges Schaben und Knirschen irgendwo tief unter seiner Steuerbordkabine. Steif richtete er sich auf und schwang die Füße auf den Boden. Einige Minuten vergingen, ehe er das Fehlen des üblichen Vibrierens spürte und auch gleich den Grund dafür erkannte: Die Maschinen standen still. Er lauschte, aber es war nichts zu hören als das gedämpfte Stimmengewirr aus den angrenzenden Kabinen.

Eisiges Unbehagen beschlich ihn. Unter anderen Umständen hätte er den Stillstand der Maschinen vielleicht einfach ignoriert und sich wieder schlafen gelegt. Aber er war einem Nervenzusammenbruch nahe, und seine Sinne reagierten überempfindlich. Drei Tage in seiner Kabine – ohne Essen und Trinken – und nur den entsetzlichen Erin-

nerungen an die Geschehnisse der vergangenen fünf Monate ausgeliefert: Das hatte die Glut des Wahnsinns in seinem zermürbten Geist noch stärker geschürt.

Er schloss die Tür auf und ging taumelig den Gang entlang zur Haupttreppe. Fröhlich plaudernd kamen Leute aus den Gesellschaftsräumen und gingen in ihre Kabinen. Über dem mittleren Treppenabsatz hing eine Prunkuhr aus Bronze, flankiert von zwei flachen Relieffiguren.

Die vergoldeten Zeiger deuteten auf 11 Uhr 51.

Unten an der Treppe stand ein Steward neben einem Zierleuchter und blickte etwas verächtlich zu dem schäbigen Passagier hinauf, der sich in diese luxuriöse Umgebung mit Orientteppichen und Erster-Klasse-Passagieren in Abendkleidung nur verirrt zu haben schien.

»Die Maschinen ... laufen nicht mehr«, sagte der Mann aus Kabine 33 unruhig.

»Wahrscheinlich muss nur eine Kleinigkeit repariert werden, Sir«, antwortete der Steward. »Schließlich ist es eine Jungfernfahrt. Da passieren immer solche Pannen. Kein Grund zur Besorgnis. Schließlich ist das Schiff unsinkbar.«

»Es besteht aus Stahl, da kann es doch auch untergehen.« Er unterdrückte ein nervöses Gähnen. »Ich werde mich mal draußen umschauen.«

Der Steward machte ein bedenkliches Gesicht. »Das würde ich nicht empfehlen, Sir. Da draußen ist es furchtbar kalt.«

Der Mann in dem zerknüllten Anzug zuckte mit den Schultern. Er war an Kälte gewöhnt. Wortlos wandte er sich ab, stieg eine Treppe hinauf und trat durch eine Tür auf die Steuerbordseite des Bootsdecks hinaus. Aber plötzlich biss er die Zähne zusammen. Die Temperatur dicht unter null Grad traf ihn nach den drei Tagen in der warmen Gebor-

genheit seiner Kabine doch wie ein Eishauch. Dabei war es vollkommen windstill – nur diese beißende Kälte hing reglos unter dem wolkenlosen Nachthimmel.

Er trat an die Reling und schlug seinen Jackenkragen hoch. Das Meer tief unter ihm wirkte so schwarz und ruhig wie ein Teich. Ein Blick nach beiden Seiten zeigte, dass das Bootsdeck vom Dach über dem Rauchzimmer der Ersten Klasse bis zum Steuerhaus vor den Offiziersquartieren vollkommen leer war. Rauch kräuselte sich aus den drei vorderen der vier riesigen gelb-schwarzen Schornsteine. Aus den Fenstern des Salons und Lesezimmers fiel ein Lichtschein, der Behaglichkeit, Wärme und Menschennähe suggerierte.

Die weiße Gischt unten am Rumpf wurde erst dunkler und verschwand schließlich ganz. Das Schiff verlor langsam an Fahrt und trieb fast lautlos unter dem Sternenhimmel dahin. Der Schiffszahlmeister kam aus der Offiziersmesse und spähte über die Reling.

»Warum haben wir gestoppt?«

»Wir sind gegen etwas gestoßen«, antwortete der Zahlmeister, ohne den Kopf zu wenden.

»Ist es schlimm?«

»Höchst unwahrscheinlich, Sir. Sollte irgendwo ein Leck entstanden sein, werden die Pumpen schon damit fertig.«

Urplötzlich brach ein Dröhnen aus den acht Dampfablassrohren. Es klang wie das Donnerrollen vieler gleichzeitig durch einen Tunnel rasender Lokomotiven, und schon als er unwillkürlich die Hände an die Ohren presste, erkannte der Passagier aus Kabine 33 den Grund dafür. Technisch versiert, wusste er, dass der überflüssige Dampf aus den jetzt auffallend langsam arbeitenden Maschinen durch die Entlastungsventile abgeblasen wurde. Das schreckliche Getöse machte ein weiteres Gespräch mit dem Zahlmeister

unmöglich. Der Passagier wandte sich ab und sah Matrosen auf das Bootsdeck eilen. Das Unbehagen, das er schon in der Kabine gespürt hatte, steigerte sich zu lähmendem Entsetzen, als er beobachtete, wie die Matrosen die Persennings von den Rettungsbooten abzustreifen begannen und die Taue zu den Davits freimachten.

Das Donnern aus den Dampfablassrohren wurde zu einem dumpfen Grollen und verhallte schließlich zischend, während der Mann immer noch dastand und die Reling umklammert hielt: wie gelähmt von der Erkenntnis, die all seine Mühen, seine Verbrechen und auch seine Hoffnungen so vollkommen sinnlos und lächerlich erscheinen ließ. Er bemerkte kaum, dass kleine Gruppen von Passagieren in einer seltsam gedämpften Art von Verwirrung auf dem Bootsdeck umherirrten.

Ein junger Schiffsoffizier tauchte auf. Er war Anfang zwanzig, hatte ein typisches englisches Milchgesicht und den typischen englischen Gesichtsausdruck von gelangweilter Blasiertheit.

»Verzeihung, Sir«, sagte er und tippte dem Passagier auf die Schulter. »Sie müssen Ihre Schwimmweste anziehen.«

Der Mann drehte sich langsam um. »Wir sinken, nicht wahr?« Sogar in der Dunkelheit spürte der Offizier die starre Intensität des Blicks. Er zögerte einen Moment, dann nickte er.

»Das Wasser dringt schneller ein, als die Pumpen es bewältigen können.«

»Wie viel Zeit bleibt uns noch?«

»Schwer zu sagen. Vielleicht eine Stunde, wenn das Wasser nicht an die Kessel herankommt.«

»Was ist passiert? Da war doch gar kein Schiff in der Nähe.«

»Wir haben einen Eisberg gerammt. Unter der Wasserlinie weist der Rumpf einen Riss auf. Schreckliches Pech.«

Der Mann packte den Arm des Offiziers. »Ich muss in den Laderaum«, sagt er wild entschlossen.

»Das ist ... fast unmöglich, Sir. Der Postraum im F-Deck ist überflutet, und das Gepäck wird bereits in den Laderaum hinuntergespült.«

»Sie müssen mich hinbringen – es ist wichtig!«

Der Offizier versuchte seinen Arm freizuschütteln, aber die Finger krallten sich eisern fest. »Unmöglich, Sir! Ich habe Befehl, mich um die Rettungsboote an dieser Seite zu kümmern.«

»Das kann doch auch ein anderer Offizier tun.« Der Mann sprach leise, aber mit einer geradezu fanatischen Eindringlichkeit. »Sie werden mich jetzt zum Laderaum hinunterführen.«

Und als der Offizier den harten Druck einer Pistolenmündung an seinem Unterleib spürte, wurde ihm schockartig klar, dass er es offenbar tatsächlich mit einem Verrückten zu tun hatte.

»Los! Führen Sie mich da runter«, sagte der Mann leise, aber mit unüberhörbarer Drohung. »Sonst bleibt Ihnen überhaupt keine Chance, den Untergang vielleicht noch zu überleben.«

Der Offizier starrte auf die Waffe und wieder in das Gesicht des Mannes. In einer anderen Situation hätte er vielleicht an Widerstand gedacht. Aber nicht jetzt – und nicht hier, wo Sicherheit und Ordnung ohnehin schon in diesem Chaos von Wahnsinn und Panik zu zerbrechen begannen.

»Ich kann es nur versuchen«, sagte der junge Offizier in dumpfer Resignation.

»Dann tun Sie es!« Die Stimme des Passagiers wurde

jetzt lauter und schärfer. »Und machen Sie keinen Unsinn. Ich bin immer dicht hinter Ihnen. *Eine* falsche Bewegung und Sie brauchen sich nicht mehr um irgendein Rettungsboot zu kümmern.«

Er schob die Pistole in seine Jackentasche und hielt die Mündung gegen den Rücken des Offiziers gepresst. Ohne Schwierigkeiten konnten sie sich ihren Weg durch die Menge bahnen, die jetzt bereits das Bootsdeck füllte. Die Atmosphäre hatte sich schlagartig verändert. Es gab keine Passagiere verschiedener Klassen mehr: nur noch Menschen, die voll von Todesfurcht waren. Die Stewards bewahrten als Einzige ein wenig Gelassenheit, während sie die weißen Schwimmwesten verteilten.

Die Notsignale der Leuchtraketen zischten empor, aber sie schimmerten nur schwach und wirkungslos in der Weite der Nacht. Lediglich die Szenen an Deck erhellten die Leuchtraketen unwirklich grell und blitzlichtartig: Männer, die mit gespielter Ruhe und hoffnungsfroh ihre Frauen und Kinder in die Rettungsboote hoben – Abschiedsworte, Umarmungen und letzte Küsse. Die gespenstische Unwirklichkeit dieser Szenen wurde noch vom Aufmarsch der achtköpfigen Bordkapelle verstärkt, deren Schwimmwesten einen grotesken Kontrast zu den Instrumenten schufen. Es war ein makaber-komisches Schauspiel, als die Kapelle jetzt Irving Berlins *Alexander's Ragtime Band* spielte und die forcierte Fröhlichkeit der Melodie so lächerlich und leer in der Unermesslichkeit des Meeres verhallte.

Von dem Druck der Pistolenmündung vorwärtsgetrieben, drängte sich der Schiffsoffizier durch die Menge der Passagiere, die immer hastiger zu den Rettungsbooten emporstrebten. Die Neigung zum Bug hinunter wurde jetzt spürbarer.

Während sie die Treppe hinabeilten, fiel es den beiden schwerer, die Balance zu halten.

Am B-Deck holten sie einen Aufzug und fuhren zum D-Deck hinunter.

Der Offizier warf einen schnellen Blick über die Schulter auf den Mann, dem er auf Gedeih und Verderb ausgeliefert war. Für einen Moment trafen sich ihre Augen, und das flackernde Glimmen des Wahnsinns wurde ganz kurz von einer Regung des Mitleids gedämpft.

»Machen Sie sich keine Sorgen ...«

»Bigalow, Sir.«

»Keine Angst, Bigalow. Sie werden es schon noch schaffen, bevor der Kasten untergeht.«

»In welche Abteilung der Laderäume wollen Sie?«

»Die Tresorkammer in Abteilung eins, G-Deck.«

»Aber ... das G-Deck ist bestimmt schon überflutet.«

»Das werden wir an Ort und Stelle ja sehen.«

Als die Lifttüren aufglitten, machte er eine auffordernde Geste mit der Waffe in seiner Jackentasche. Sie traten auf den Gang hinaus und bahnten sich ihren Weg durch eine immer wilder dahinhastende Menge. Schreie, Rufe und Flüche waren um sie herum zu hören. Die Gesichter waren von Angst und Panik verzerrt, und alle wurden nur von einem einzigen Gedanken vorwärtsgetrieben: nach oben – schnell nach oben – und dann raus aus dieser riesigen Grabkammer aus Eisen und Stahl.

Als die beiden die zum E-Deck führende Treppe erreichten, lichtete sich das Menschengewimmel. Sie blieben stehen und starrten auf die Flut hinab, die tückisch langsam die Stufen emporschwemmte. Unter Wasser brannten noch einige Lichter in gespenstisch grünlichem Schimmer.

»Es hat keinen Sinn«, sagte der Offizier mit erzwungener Ruhe. »Sie sehen ja selbst.«

»Gibt es keinen anderen Weg?«

»Die wasserdichten Türen sind gleich nach dem Zusammenstoß geschlossen worden. Wir könnten es die Notleitern hinunter versuchen.«

»Also weiter.«

Es wurde zu einem Wettlauf gegen die steigende Flut: durch ein Labyrinth enger Gänge und Stahltunnel, und dann die unter ihren Schritten hallenden Sprossen der Notleitern hinunter in die Tiefe. Bigalow wandte sich am Fuß einer Leiter zur Seite, hob einen runden Lukendeckel und warf einen Blick durch die Öffnung. Überraschenderweise stand das Wasser unten im Ladedeck nur knietief.

»Hoffnungslos«, log er. »Es ist überflutet.«

Der Passagier schob ihn mit der freien Hand beiseite und spähte selbst hinunter.

»Für meine Zwecke ist es noch trocken genug«, sagte er und machte mit der Pistole, die er jetzt nicht mehr verborgen halten musste, eine gebieterische Geste. »Gehen Sie voran.«

Die Deckenbeleuchtung brannte noch. Unten empfing sie die eisige Kälte des Wassers. Wie Betrunkene torkelten und stapften sie durch die Flut, die jeden ihrer Schritte hemmte und die Eiseskälte von den Beinen betäubend schnell in ihre Körper emportrieb. Dann standen sie endlich vor der Tresorkammer. Es war ein mächtiger Würfel von zweieinhalb Metern, mit Wänden aus zwölf Zoll dickem Belfast-Stahl – mitten in diesem Abteil der Laderäume.

Der Mann zog den Schlüssel aus seiner Westentasche und schob ihn in den Schlitz. Das Schloss war zwar neu und schwer beweglich, aber schließlich rastete darin doch

etwas mit hörbarem Klicken aus. Er schob die dicke Tür auf und trat in die Panzerkammer. Dann wandte er sich um und lächelte zum ersten Mal. »Vielen Dank für Ihre Hilfe, Bigalow. Gehen Sie jetzt lieber wieder hinauf. Sie haben noch Zeit.«

Bigalow starrte ihn ungläubig an. »Sie wollen hierbleiben?«

»Ja, ich bleibe, ich habe acht gute Männer ermordet. Mit dieser Schuld kann ich nicht länger leben.« Er sagte das ohne jedes Pathos, aber mit einer Entschlossenheit, die von Verzweiflung und Wahnsinn gelenkt schien. »Es ist endgültig vorbei und erledigt. Alles.«

Bigalow versuchte zu sprechen, aber seine Stimme versagte. Der Passagier nickte noch einmal mit einem gespenstisch starren Lächeln in seine Richtung und schob dann die Stahltür zu.

»Gott sei Dank für Southby«, sagte er.

Und dann war er allein – in der undurchdringlichen Schwärze der Stahlkammer.

Und Bigalow nahm den Wettlauf gegen die steigende Flut auf. Sekunden vor dem Untergang des Schiffes erreichte er schließlich das Bootsdeck und warf sich über die Reling.

Als der riesige Ozeandampfer versank, entfaltete sich der schlaff an der hinteren Mastspitze hängende rote Wimpel mit dem weißen Stern noch einmal. Beim Berühren der Wasserfläche war es wie ein letzter Gruß an die fünfzehnhundert Männer, Frauen und Kinder, die in dem eisigen Wasser ihr Grab fanden.

Instinktiv griff Bigalow nach dem hinabgleitenden Wimpel. Bevor ihm die Verrücktheit dieser Tat klar wurde, fühlte er sich schon unter Wasser gezogen. Trotzdem hielt er

den Wimpel in einer Art von verzweifelnem Starrsinn fest. Er war fast sechs Meter unter Wasser, als die Taukränze des Wimpels endlich aus der Halterung rissen und die Flagge ganz ihm gehörte. Jetzt erst kämpfte er sich durch die Schwärze, die ihn umgab, wieder empor. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, ehe er an die Oberfläche tauchen und keuchend Luft in seine gequälte Lunge saugen konnte. Sein erster Gedanke war: Der Sog des sinkenden Schiffes wird mich in die Tiefe reißen.

Mit dem Wimpel in der einen Hand machte er ungeschickte Schwimmstöße vom Schiff weg. Aber das hätte ihm kaum etwas genützt, hätte sich der tödliche Sog nicht an einer anderen Stelle befunden.

Das eiskalte Wasser spülte fast die letzte Lebenskraft aus seinem Körper. Noch weitere zehn Minuten in dieser erbarmungslosen Umklammerung und er wäre ein weiteres Opfer dieses entsetzlichen Unglücks gewesen.

Doch seine Hand streifte etwas, und die steifen Finger umklammerten sofort das nachschleppende Tau eines gekenterten Bootes. Mit dem letzten Funken seines verlöschenden Lebenswillens klammerte er sich an das Dollbord des umgeschlagenen Gefährtes. Mit dreißig anderen Männern durchlitt er nun noch einmal alle Qualen der Todesangst und Kälte, bis sie vier Stunden später von einem anderen Schiff gerettet wurden.

Der grausige Chor aus Hilferufen, den Hunderte von Ertrinkenden bildeten, würde die meisten Überlebenden für immer in ihrer Erinnerung verfolgen. Aber in Bigalows Geist nistete sich noch eine andere grausige Erinnerung ein: die an den Mann, dessen selbstgewählte Grabkammer der Tresorraum des Schiffes war.

Wer war er gewesen?

Und wer waren die acht Männer, die er angeblich ermordet hatte?

Welches Geheimnis barg der Tresorraum?

Diese Fragen würden Bigalow immer wieder beunruhigen: während all der sechsundsiebzig folgenden Jahre bis zu seinen letzten Lebensstunden.

I:
Projekt Sizilien

I

Der Präsident schwang sich in seinem Drehsessel herum und starrte schlecht gelaunt aus dem Fenster des Oval Office. Er hasste sein Amt mit einer Leidenschaft, deren er sich früher nicht für fähig gehalten hätte. Wann das begonnen hatte, wusste er nur zu gut: am Morgen, als ihm das Aufstehen schwergefallen war. Das war immer das erste Alarmzeichen – die lähmende Furcht, sich den Pflichten des Tages zu stellen.

Wie schon oft seit seinem Amtsantritt fragte er sich, weshalb er eigentlich so lange und verbissen um diese undankbare Würde gekämpft hatte. Seine politische Laufbahn hatte ihn mehrere Freunde und eine zerbrochene Ehe gekostet. Und bereits unmittelbar nach der Ablegung des Amtseids war seine Stellung fast gleichzeitig durch einen Skandal im Finanzministerium, einen Streik des Flughafenpersonals im ganzen Land und dann auch durch einen feindseligen Kongress erschüttert worden, der im Laufe der Zeit noch jeden im Weißen Haus residierenden Präsidenten das Misstrauen gelehrt hatte. Seine beiden letzten Vetos waren von der Kongressmehrheit überstimmt worden, und das steigerte seine Amtsmüdigkeit nur weiter.

Ein Glück, dass er sich keiner Wahl mehr stellen musste. Es schien ihm immer noch eine Art Wunder zu sein, dass er überhaupt zwei Amtszeiten hatte gewinnen können. Denn er hatte so ungefähr alle politischen Tabus gebrochen, die

für einen erfolgreichen Kandidaten seit eh und je unerlässlich waren. Er war geschieden, er ging nicht zur Kirche, er rauchte in aller Öffentlichkeit Zigarren – und außerdem trug er einen großen Schnurrbart.

In achtzehn Monaten würde seine zweite Amtszeit vorüber sein. Dieser Gedanke tröstete ihn – und die Vision eines freiwilligen Exils, das er dann an Bord einer Jacht im Südpazifik genießen würde. Er schloss die Augen, um diese Vorstellung deutlicher werden zu lassen. In diesem Moment öffnete sein Assistent die Tür und räusperte sich.

»Verzeihung, Mr. Präsident, aber Mr. Seagram und Mr. Donner warten.«

Der Präsident schwenkte zu seinem Schreibtisch zurück und fuhr sich durch sein dichtes silbergraues Haar. »Gut, lassen Sie sie herein.«

Seine Laune besserte sich. Für Gene Seagram und Mel Donner war der Präsident jederzeit zu sprechen. Sie fungierten als Planungsleiter der Meta-Abteilung, einer Gruppe von Wissenschaftlern, die ganz geheim an bisher noch nie untersuchten Forschungsprojekten arbeiteten – an Projekten, die den jetzigen Stand der Technologie sprunghaft um zwanzig bis dreißig Jahre vorantreiben sollten.

Die Meta-Abteilung war ein eigenes Geistesprodukt des Präsidenten. Schon im ersten Jahr seiner Amtszeit hatte er das Projekt geplant und dazu mithilfe aller möglichen Manipulationen den unbegrenzten Geheimfonds genutzt. Eine kleine Gruppe von ihm persönlich ausgewählter Männer mit glänzenden Fähigkeiten und Forschungsdrang bildeten den Kern dieser Abteilung. Insgeheim war er ausgesprochen stolz auf sein Werk. Sogar die CIA und das Amt für Nationale Sicherheit wussten nichts von dessen Existenz. Es war immer sein Traum gewesen, die finanzielle Grundlage für

eine Gruppe von Forschern zu schaffen, die ihr Wissen und ihre Talente der Planung und Durchführung phantastischer Projekte widmeten, bei denen die Erfolgchancen eins zu einer Million standen. Sein Gewissen wurde nicht im Geringsten von der Tatsache belastet, dass die Meta-Abteilung fünf Jahre nach ihrer Gründung noch völlig erfolglos arbeitete. Die Begrüßung ohne Händeschütteln lief fast freundschaftlich formlos ab. Seagram öffnete eine abgegriffene Lederaktenmappe und entnahm ihr einen Faltdeckel mit Luftaufnahmen. Er breitete die Fotos auf dem Schreibtisch aus und deutete auf einige Gebiete, die auf den durchsichtigen Deckblättern umkreist waren.

»Es geht um die Bergregion im oberen Teil der Insel Nowaja Semlja nördlich vom russischen Festland. Alle Messdaten unserer Satellitensensoren errechnen für dieses Gebiet eine schwache Möglichkeit.«

Der Präsident stieß einen leisen Fluch aus. »Jedes Mal, wenn wir etwas entdecken, muss das in der Sowjetunion oder in einem anderen unerreichbaren Gebiet liegen.« Er ließ seinen Blick über die Fotos gleiten und wandte sich Donner zu. »Die Erde ist doch recht groß. Da müsste es doch auch noch andere erfolgversprechende Gebiete geben.«

Donner schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, Mr. Präsident, aber Geologen sind auf der Suche nach Byzanium, seit Alexander Beesley dessen Existenz im Jahr 1902 entdeckt hat.«

»Die Radioaktivität von Byzanium ist so extrem hoch, dass nur noch winzige Reste davon irgendwo auf den Kontinenten vorhanden sein können«, erklärte Seagram. »Was wir über dieses Element ermitteln konnten, haben wir aus den kleinen, künstlich hergestellten Partikeln errechnet.«

»Lässt sich denn nicht auf künstlichem Wege eine größere Menge des Elements herstellen und lagern?«, fragte der Präsident.

»Nein, Sir«, antwortete Seagram. »Das langlebigste Teilchen, das wir in einer besonders energiereichen Beschleunigungsanlage herstellen konnten, ist in weniger als zwei Minuten zerfallen.«

Der Präsident lehnte sich zurück und sah Seagram nachdenklich an. »Wie viel brauchen Sie, um Ihr Programm zu vollenden?«

Seagram suchte zunächst Donners Blick und dann den des Präsidenten. »Sie wissen ja, Mr. Präsident, dass wir noch im Versuchsstadium sind ...«

»Wie viel brauchen Sie?«, wiederholte der Präsident die Frage.

»Nach meiner Schätzung etwa zweihundertfünfzig Gramm.«

»Ich verstehe.«

»Das ist aber nur die Menge, die wir zur vollständigen Prüfung des Plans benötigen«, ergänzte Donner. »Weitere sechstausendzweihundert Gramm wären etwa nötig, um voll einsatzfähige Anlagen an strategischen Punkten rings um unsere Grenzen zu schaffen.«

Der Präsident machte eine Geste der Resignation. »Also müssen wir dieses Projekt abschreiben und uns mit etwas anderem beschäftigen.«

Seagram war groß und hager, und abgesehen von seiner zwar enorm ausgeprägten, aber eingedrückten Nase hätte man diesen Mann mit seinem ruhigen, höflichen Benehmen fast für den Doppelgänger eines bartlosen Abe Lincoln halten können.

Donner sah vollkommen anders aus. Er war klein und

schien fast so breit wie hoch zu sein. Sein Haar war weizenblond, seine Augen leuchteten melancholisch, und sein Gesicht wirkte ständig verschwitzt. Er begann schnell und beschwörend zu sprechen, geradezu eifrig. »Aber *Projekt Sizilien* ist der Vollendung doch viel zu nahe, als dass wir es jetzt begraben und vergessen sollten. Ich rate dringend dazu, es fortzusetzen. Wir sind auf der Suche nach etwas beinahe Unfassbaren, aber falls wir es finden ... mein Gott, Sir, die Konsequenzen würden phantastisch sein.«

»Dann machen Sie Vorschläge«, sagte der Präsident mit ruhiger Stimme.

Seagram holte tief Luft und ging dann beherzt aufs Ganze. »Als Erstes würden wir Ihre Genehmigung zur Errichtung der notwendigen Anlagen brauchen. Zweitens die notwendigen Geldmittel. Und drittens die Unterstützung und Mithilfe der National Underwater and Marine Agency.«

Der Präsident runzelte die Stirn. »Die beiden ersten Anforderungen sind verständlich, aber was hat die NUMA damit zu tun?«

»Wir werden heimlich erfahrene Mineralogen auf Nowaja Semlja einschleusen müssen. Eine ozeanographische Expedition im Umkreis der Insel würde die beste Tarnung für unsere Aufgabe liefern können.«

»Wie lange brauchen Sie zur Prüfung des Plans und zum Aufbau der Anlagen?«

»Etwa sechzehn Monate«, antwortete Donner, ohne zu zögern.

»Und wie weit können Sie die Vorbereitungen ohne Byzanium treiben?«

»Bis relativ dicht an die Schlussphase«, antwortete Donner.

Der Präsident lehnte sich zurück und betrachtete die

Schiffsglocke, die seine massive Schreibtischplatte zierte. Er schwieg fast eine ganze Minute und sagte dann: »Wie ich das sehe, Gentlemen, soll ich Ihnen also ein unbewiesenes, unerprobtes und dazu noch kompliziertes Projekt mit vielen Millionen Dollar vorfinanzieren. Eine Anlage, die nicht funktionsfähig ist, weil uns das wichtigste Material dazu fehlt. Und das wiederum müssen wir womöglich einer uns nicht freundlich gesinnten Nation ... stehlen.«

Seagram hantierte mit seiner Mappe, und Donner nickte nur.

»Können Sie mir nun noch verraten, wie ich einem zwar neugierigen, aber auch geizigen Liberalen im Kongress ein Netz dieser Anlagen rings um unser Land erklären kann?«

»Das ist der Vorteil dieses Projekts«, sagte Seagram. »Die Anlagen sind überschaubar und unauffällig. Die Computer haben errechnet, dass ein Gebäude am Rande eines kleinen Kraftwerks vollkommen ausreichend ist. Weder die russischen Spionageanlagen im All noch ein in der Nähe lebender Farmer werden etwas Auffälliges entdecken.«

»Und warum wollen Sie das *Projekt Sizilien* so unbedingt weiterführen, bevor Sie Ihrer Sache ganz sicher sind?«

»Es ist ein kalkuliertes Risiko, Sir«, antwortete Donner. »Wir rechnen damit, dass uns innerhalb der nächsten sechzehn Monate der Durchbruch gelingt und wir Byzantium im Labor herstellen können – oder dass wir inzwischen doch noch irgendwo anders eine Ablagerung dieses Elements finden und ausbeuten können.«

»Selbst wenn wir zehn Jahre dazu brauchen, würden wir die Anlagen in der Zwischenzeit immer funktionsbereit haben«, flocht Seagram ein. »Wir würden lediglich Zeit verlieren.«

Der Präsident stand auf. »Gentlemen, ich billige Ihren

etwas utopischen Plan, allerdings unter einer Bedingung. Sie haben genau achtzehn Monate und zehn Tage Zeit. Dann übernimmt nämlich ein neuer Mann mein Amt. Es wäre also ausgesprochen erfreulich, wenn Sie mich inzwischen mit greifbaren Ergebnissen überraschen könnten.«

Vor Erleichterung waren die beiden Männer vor dem Schreibtisch kurze Zeit sprachlos.

Schließlich konnte Seagram sagen: »Vielen Dank, Mr. Präsident. Auf irgendeine Weise werden wir es schon schaffen und fündig werden. Darauf können Sie sich verlassen.«

»Gut. Dann wünsche ich Ihnen viel Glück. Aber seien Sie vorsichtig. Ich möchte keine Spionagepanne erleben wie das damals Eisenhower musste – mit dem U-2-Aufklärungsflugzeug. Verstanden?«

Bevor Seagram und Donner antworten konnten, hatte er sich abgewandt und das Büro durch eine Seitentür verlassen.

Donners Chevrolet passierte die Torkontrollen des Weißen Hauses. Er ordnete sich in den fließenden Verkehr ein und fuhr über den Potomac nach Virginia.

»Wir haben Glück gehabt«, sagte Seagram. »Das ist dir doch klar?«

»Wem sagst du das. Hätte er gewusst, dass wir schon vor zwei Wochen einen Mann auf russisches Gebiet geschickt haben, wäre unser lieber Präsident ganz schön in Fahrt geraten.«

»Diese Gefahr besteht immer noch«, sagte Seagram wie im Selbstgespräch. »Falls die NUMA unseren Mann nicht herausholen kann.«

2

Sid Koplin glaubte sterben zu müssen.

Seine Augen waren geschlossen, und sein Blut befleckte den Schnee. Während er langsam zu Bewusstsein kam, zuckten grelle Schmerzblitze durch sein Gehirn, und ein Gefühl von Übelkeit stieg würgend in seiner Kehle hoch. Er hatte eine Kugel abbekommen, oder waren es sogar zwei? Das wusste er nicht genau.

Langsam öffnete er die Augen, wälzte sich herum und richtete sich auf Händen und Knien auf. In seinem Kopf tobte ein rasender Schmerz, und als er mit einer Hand hinauftastete, fühlte er geronnenes Blut auf einer Wunde über der linken Schläfe. Die Wunde war außen durch die Kälte betäubt und schmerzlos. Aber die Stelle, an der ihn die andere Kugel dicht unterhalb der Rippen an der linken Seite getroffen hatte, tat höllisch weh, und er spürte die klebrige Wärme des Bluts, das an seinen Beinen hinabrann.

Eine Salve aus einer Schnellfeuerwaffe warf hallende Echos von den Bergwänden zurück. Koplin spähte umher, sah jedoch nichts als den von arktischem Wind gepeitschten Vorhang aus wirbelndem Schnee. Ein weiterer Feuerstoß schmetterte durch die eisige Kälte. Nach seiner Schätzung konnte der Schütze nur etwa hundert Meter entfernt sein. Ein sowjetischer Soldat auf Streifendienst feuerte offenbar blindlings durch den Schneesturm, in der vagen Hoffnung, ihn noch einmal zu treffen.

Koplin hatte alle Hoffnung aufgegeben, die kleine Bucht noch zu erreichen, in der sein Boot verankert lag. In seinem jetzigen Zustand hätte er auch nie die achtzig Kilometer aufs offene Meer hinaus zu dem wartenden ozeanographischen Forschungsschiff der NUMA fahren können.

Er sank in den Schnee zurück. Die Kugelwunden und der Blutverlust hatten ihn enorm geschwächt. Aber der Russe durfte ihn nicht finden. Das gehörte zu seiner Vereinbarung mit der Meta-Abteilung. Während er qualvoll langsam mit Schnee über seinen Körper scharrte, glaubte er plötzlich durch das Heulen des Windes Hundegebell zu hören.

In diesem Augenblick sehnte Sid Koplin sogar seinen Tod herbei. Er war nur Professor der Mineralogie und kein Geheimagent mit Spezialausbildung. Sein vierzigjähriger Körper war der Belastung von scharfen Verhören ganz sicher nicht gewachsen. Wenn er am Leben blieb, würden sie die Wahrheit in wenigen Stunden aus ihm herauspressen. Er schloss die Augen, und das Bewusstsein der Niederlage schmerzte ihn jetzt noch mehr als die Wunden.

Als er die Augen wieder öffnete, sah er den Kopf eines großen Hundes mit zottig weißem Fell über sich. Es war ein Komondor, ein ungarischer Schäferhund, der ihm mit gefletschten Zähnen an die Kehle wollte und von einem sowjetischen Soldaten mit Mühe an der Leine zurückgehalten wurde. Der Mann blickte in mürrischer Teilnahmslosigkeit auf ihn herab – in der linken Hand hielt er die Hundeleine und in der Rechten eine schussbereite Maschinenpistole.

Wie eine Vision tauchte in diesem Moment aus dem wirbelnden Schnee eine andere Gestalt auf. Ein leiser Knall ertönte, und der große Komondor fiel lautlos zur Seite. Der Russe ließ die Leine los und versuchte hastig, seine Waffe

zu heben. Der merkwürdig leise Knall kam noch einmal mit dem Wind herübergeweht, und aus einem kleinen Loch mitten auf der Stirn des Soldaten strömte plötzlich Blut. Sein Blick wurde glasig, und er brach neben dem Hund zusammen.

Koplin war zu erschöpft, um die Zusammenhänge zu begreifen. Er sah nur, wie ein Mann in grauem Parka aus dem Schneegestöber auftauchte und sich zu ihm hinabbeugte. Sein Gesicht war dunkel gebräunt und wirkte mit seinen kantigen Zügen fast ein wenig grausam. Aber aus den meergrünen Augen strömte im Gegensatz dazu eine tiefe menschliche Wärme.

»Dr. Koplin, nicht wahr?«, fragte der Fremde, während er eine Pistole mit Schalldämpfer in die Tasche schob und sich in den Schnee kniete. »Als Erstes brauchen Sie jetzt ärztliche Hilfe.«

»Wer sind Sie?«, fragte Koplin halb benommen.

Der Fremde nahm Koplin wie ein Kind auf die Arme, richtete sich auf und stapfte durch den Schnee den Berghang hinunter in Richtung der Bucht. »Mein Name ist Pitt«, sagte er. »Dirk Pitt.«

»Ich verstehe nicht ... wo kommen Sie denn her?«

Doch Koplin hörte die Antwort nicht mehr. Bewusstlosigkeit senkte sich wie ein dunkles Tuch über ihn und befreite ihn von allen Schmerzen.

3

Seagram hatte sich zum Mittagessen mit seiner Frau in einem kleinen Gartenrestaurant in der Nähe der Capitol Street verabredet, und während er auf sie wartete, trank er einen Margarita-Cocktail. Natürlich kam sie – wie immer in ihrer achtjährigen Ehe – zu spät. Er winkte den Kellner heran und bestellte einen zweiten Drink.

Schließlich erschien Dana Seagram und war ein wenig atemlos, als sie sich ihm gegenüber setzte. In ihrem orange-farbigem Sweater und dem braunen Tweedrock wirkte sie so jugendlich wie eine Collegestudentin. Sie war blond, und der Blick ihrer dunkelbraunen Augen verriet eine wache, spottlustige Intelligenz.

»Hab ich dich lange warten lassen?«, fragte sie lächelnd.

»Genau achtzehn Minuten«, antwortete er. »Zwei Minuten länger als üblich.«

»Entschuldigung. Aber Admiral Sandecker hatte eine Stabsbesprechung anberaumt, und die zog sich länger hin als erwartet.«

»Was ist denn sein neuester Geistesblitz?«

»Ein weiterer Flügel für das Marine-Museum. Er hat die Bewilligung und ist jetzt auf der Suche nach Ausstellungsstücken.«

»Und um was geht es da?«

»Kleinere und größere Gegenstände, die aus berühmten Schiffen geborgen wurden.« Der Kellner servierte Sea-

grams Margarita, und Dana bestellte einen Daiquiri. »Es ist erstaunlich, wie rar diese Dinge sind. Ein oder zwei Rettungsgürtel von der *Lusitania*, ein Ventilator von der *Maine* und ein Anker von der *Bounty*, aber alles an verschiedenen Stellen.«

Er stieß ein spöttisches Lachen aus. »Verschwendung von Steuergeldern, wenn du mich fragst. Altes verrostetes Gerümpel in Glaskästen zur Schau zu stellen ...«

Der Kleinkrieg war wieder mal eröffnet.

»Die Restaurierung solcher Erinnerungsstücke aus Schiffen und Booten hat immerhin geschichtlichen Wert«, erwiderte Dana scharf.

»Hört, hört. Die Marinearchäologin spricht.«

»Scheint dich immer noch zu ärgern, dass deine Frau Karriere gemacht hat.«

»Mich stört nur dein ... Jargon. Gehört das zur Emanzipation?«

»Jedenfalls mehr als deine Kostümierung«, antwortete sie schlagfertig. »In diesem Anzug und mit deinem Studentenhaarschnitt der vierziger Jahre siehst du wie ein Handelsreisender aus Omaha aus.«

»In meiner Position kann ich mich schließlich nicht wie ein Hippie anziehen.«

»Du meine Güte.« Sie seufzte theatralisch. »Warum konnte ich bloß keinen Installateur oder Gartenarchitekten heiraten? Ausgerechnet in einen Physiker aus dem Mittelwesten musste ich mich verlieben.«

»Immerhin erfreulich zu wissen, dass du mich mal geliebt hast.«

»Ich liebe dich immer noch, Gene«, sagte sie, und ihr Blick wurde weich. »Die Entfremdung ist erst in den vergangenen zwei Jahren entstanden. Kaum sitzen wir am sel-

ben Tisch, müssen wir uns gegenseitig wehtun.« Sie griff nach seiner Hand. »Ist dir nicht klar, dass es unsere Berufe sind, die die Kluft zwischen uns geschaffen haben? Noch ist es nicht zu spät, Gene. Wir könnten beide kündigen und wieder ins Lehrfach gehen. Du mit deinem Diplom in Physik und ich in Archäologie: Wir könnten leicht an Universitäten lehren. Als wir uns kennengelernt haben, waren wir in derselben Fakultät. Erinnerst du dich noch? Das waren unsere glücklichsten Jahre.«

»Mach es uns nicht noch schwerer, Dana«, bat er. »Ich kann nicht einfach aufhören. Jetzt ... auf keinen Fall.«

Sie zog ihre Hand zurück. »Warum nicht?«

»Ich arbeite an einem wichtigen Projekt.«

»Jedes Projekt in den vergangenen fünf Jahren ist wichtig gewesen. Bitte, Gene, wir müssen hier weg – weg aus Washington. In dieser Stadt ist unsere Ehe zum Scheitern verurteilt.«

»Ich kann nicht so einfach von hier verschwinden. Meine Aufgabe ist ...«

»Wäre es nicht auch eine schöne Aufgabe, eine gute Ehe zu führen?«, fragte sie, und in ihren Augen schimmerten Tränen.

»Natürlich, aber ...«

»Dann lass doch alles hinter dir, Gene«, sagte sie beschwörend. »Kein Mensch ist unersetzbar. Mel Donner kann ja deine Aufgabe übernehmen.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, in diesem Fall bin ich leider der Einzige, der in der Lage ist, das Projekt zu Ende zu führen.«

Der Kellner trat an den Tisch und fragte, ob er ihre Bestellung notieren dürfe.

Dana schüttelte den Kopf. »Ich habe keinen Hunger.«

Sie stand auf und sah ihren Mann an. »Kommst du zum Abendessen nach Hause?«

»Nein, im Büro wartet noch zu viel Arbeit.«

Ihr feucht schimmernder Blick blieb auf ihn gerichtet. »Ich hoffe nur, deine Arbeit ist wirklich so wichtig«, flüsterte sie. »Denn du wirst sehr viel dafür opfern müssen.«

Sie wandte sich ab und hastete tränenblind zwischen den Tischen davon.

4

Ganz im Gegensatz zu dem Klischeebild des russischen Geheimdienstbeamten in amerikanischen Filmen hatte Hauptmann Andre Prevlov weder massige Schultern noch einen kahl rasierten Kopf. Er war ein gut gebauter und hübscher Mann mit modischem Haarschnitt und ebenso modisch gestutztem Schnurrbart. Sein Erscheinungsbild, zu dem auch ein orangefarbener italienischer Sportwagen und ein elegant eingerichtetes Appartement mit Blick auf die Moskwa gehörten, machte ihn bei seinen Vorgesetzten im Auslandsgeheimdienst des Sowjetischen Marineministeriums nicht gerade beliebt. Aber trotz seiner Neigung zu »westlichem Luxus« saß er auf seinem hohen Posten im Ministerium ziemlich sicher. Er hatte sich dort einen zu guten Ruf als Geheimdienstspezialist geschaffen. Außerdem stand sein Vater an zwölfter Stelle in der Parteihierarchie. Diese Kombination machte Hauptmann Prevlov unangreifbar.

Er zündete sich eine Winston an und goss Bombay-Gin in ein Schnapsglas. Dann lehnte er sich zurück und überflog die Akten, die ihm sein Adjutant, Leutnant Pavel Marganin, auf den Schreibtisch gelegt hatte.

Offenbar unangenehm berührt von dem Duft westlichen Zigarettentabaks, rümpfte der Leutnant ein wenig die Nase. Prevlov hatte es bemerkt und sah lächelnd hoch. »Ich weiß, Marganin«, sagte er gutmütig. »Alles, was aus den kapitalistischen Ländern kommt, missfällt Ihnen. Aber haben

Sie mal überlegt, warum ich wie ein Amerikaner kalkuliere, warum ich wie ein Engländer trinke, wie ein Italiener Autofahre und wie ein Franzose lebe?«

»Nein, Hauptmann«, sagte Marganin offen.

»Um ganz tief in die Mentalität des Feindes einzudringen«, erklärte Prevlov. »In unserem Beruf können wir nur erfolgreich sein, wenn wir besser über unsere Feinde Bescheid wissen als sie über uns – und sich selbst.« Er trank einen Schluck Gin. »Wenn wir die westliche Lebensweise nicht genau kennen, mein Lieber, dann kämpfen wir auf verlorenem Posten.« Er wandte sich wieder den Akten zu. »Und was hat dieser Vorgang hier bei uns zu suchen?«

»Der Zwischenfall hat sich in der Nähe des Meeres ereignet. Ein Soldat vom Patrouillendienst auf der Nordinsel von Nowaja Semlja wird vermisst – zusammen mit seinem Hund.«

»Kein Grund für den Sicherheitsdienst, in Panik zu geraten«, sagte Prevlov. »Nowaja Semlja ist praktisch unbewohnt. Eine ausrangierte Raketenbasis, ein Wachtposten, ein paar Fischer und über Hunderte von Meilen im Umkreis keine Geheimanlage. Das wäre doch Verschwendung, dort auch nur einen Hundeführer patrouillieren zu lassen.« Plötzlich hielt er inne und überlegte. Dann schaltete er das Sprechgerät auf seinem Schreibtisch an und sagte schnell ins Mikrofon: »Bringen Sie mir doch mal die Schiffspositionen der amerikanischen National Underwater and Marine Agency, und zwar von den letzten beiden Tagen.«

Leutnant Marganin machte ein erstauntes Gesicht. »Die würden es doch nicht wagen, eine ozeanographische Expedition so tief in sowjetische Gewässer zu schicken.«

»Die Barentssee ist aber nicht unser Privatbesitz«, sagte Prevlov geduldig. »Das ist internationales Gewässer.«

Eine Sekretärin brachte Prevlov einen Aktendeckel, und er begann in den Berichten zu blättern. »Da haben wir es. Das NUMA-Schiff *First Attempt* ist zuletzt von einem unserer Trawler dreihundertfünfundzwanzig Seemeilen südwestlich von Franz-Josef-Land gesichtet worden.«

»Das wäre ziemlich nah bei Nowaja Semlja«, sagte Marganin.

»Merkwürdig«, sagte Prevlov leise. »Nach dem Operationsplan für ozeanographische Schiffe der Vereinigten Staaten hätte die *First Attempt* zur Zeit ihrer Sichtung Planktonstudien vor der Küsten von North Carolina durchführen sollen.« Er leerte das Schnapsglas, drückte seine Zigarette aus und zündete sich eine neue an. »Seltsamer Zufall.«

»Aber was beweist das?«, fragte Marganin.

»Es beweist gar nichts, deutet aber darauf hin, dass der Patrouillensoldat ermordet wurde und der dafür verantwortliche Agent vermutlich von der Insel auf die *First Attempt* geflohen ist. Wenn ein Forschungsschiff der NUMA ohne Erklärung von seinem Operationsplan abweicht, ist damit zu rechnen, dass die Vereinigten Staaten irgendetwas im Schilde führen.«

»Und was?«

»Ich habe nicht die geringste Ahnung.« Prevlov lehnte sich in seinem Sessel zurück und glättete den Schnurrbart. »Lassen Sie die Satellitenfotos des Gebiets vom Zeitpunkt des Zwischenfalls vergrößern.«

Die Abenddämmerung senkte sich über die Stadt, als Leutnant Marganin die Vergrößerungen der Fotos auf dem Schreibtisch ausbreitete und Prevlov eine starke Lupe reichte.

»Es hat sich da wirklich etwas Interessantes ergeben«, er-

klärte Marganin und deutete auf eine Weitwinkelaufnahme, auf der ein Schiff nur als kleiner weißer Strich erkennbar war. »Schauen Sie sich bitte das da rechts oben an, etwa zweitausend Meter von der *First Attempt* entfernt.«

Prevlov spähte fast eine halbe Minute lang durch die Lupe. »Ein Hubschrauber!«

»Ja, Hauptmann, deshalb habe ich für die Vergrößerungen auch so lange gebraucht. Ich habe die Fotos von der Unterabteilung R analysieren lassen.«

»Ein Patrouillenhubschrauber unserer Armee, nehme ich an.«

»Nein, das glaube ich nicht.«

Prevlov blickte verblüfft hoch. »Wollen Sie damit andeuten, dass der Hubschrauber zu dem amerikanischen Schiff gehört?«

»Das vermutet man in der Unterabteilung R.« Marganin legte Prevlov zwei weitere Aufnahmen vor. »Man hat frühere Fotos eines anderen Aufklärungssatelliten geprüft. Der Vergleich zeigt, dass der Hubschrauber von Nowaja Semlja fort und in Richtung der *First Attempt* fliegt. Und zwar schätzungsweise in drei Meter Höhe und weniger als dreißig Kilometer Geschwindigkeit.«

»Offensichtlich um unsere Radarsicherung zu unterfliegen.«

»Sollen wir unsere Agenten in Amerika alarmieren?«

»Nein, noch nicht«, sagte Prevlov. »Wir wollen deren Tarnung nicht unnötig gefährden, jedenfalls nicht, bevor wir wissen, worauf es die Amerikaner abgesehen haben.« Er legte die Vergrößerungen in den Aktendeckel zurück und warf einen Blick auf seine Omega-Armbanduhr. »Noch etwas, Leutnant?«

»Nur der Bericht über die Lorelei-Strömungsdrift-Expe-

dition. Das amerikanische Tiefseetauchboot wurde zuletzt in fünftausend Meter Tiefe vor der Küste von Dakar gemeldet.«

Prevlov stand auf und winkte ab. »Schließen Sie das ein. Damit beschäftige ich mich später.« Er nickte seinem Adjutanten freundlich zu und verließ das Büro.

5

»Verdammtes Elend«, sagte Dana leise. »Lauter Fältchen um die Augen.« Sie saß an ihrem Frisiertisch und musterte ihr Spiegelbild. »Hat nicht irgendwer gesagt, Altern ist eine Art von Lepra?« Seagram trat hinter sie, streifte ihr blondes Haar beiseite und küsste ihren Nacken. »Mit einunddreißig solltest du dir wirklich noch nicht solche Sorgen machen.«

Sie warf ihm im Spiegel einen schnellen Blick zu. »Kannst du leicht sagen – Männer haben diese Probleme nicht.«

»Männer leiden *auch* unter Alterserscheinungen ...«

»Aber es macht ihnen nicht so viel aus.«

»Wir fügen uns leichter in das Unvermeidliche«, sagte er lächelnd. »Und da wir gerade vom Unvermeidlichen sprechen: Wann bekommst du ein Baby?«

Sie seufzte. »Hab ich dir nicht schon oft genug klar gemacht, was ich darüber denke? Mich um ein Baby zu kümmern und dann das viele Geschrei, ich kann mir das nicht vorstellen.«

»Das ist nicht deine ehrliche Meinung.« Und als sie nicht antwortete, sagte er: »Vielleicht wäre ein Kind ganz gut für uns, Dana.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich möchte meine Karriere ebenso wenig aufgeben wie du dein wertvolles Projekt.«

»Das ist es doch nicht«, sagte er sanft und legte die Hände auf ihre Schultern. »Vielleicht sollte ich jetzt Seelenarzt

spielen und dir noch einmal erklären, warum du dich so gegen ein Kind sperrst.«

»Ja, ich weiß es ja«, sagte sie ungeduldig. »Mein Vater war Alkoholiker und hat die Familie verlassen, als ich zehn Jahre alt war. Daraus ziehst du als Möchtegernpsychiater doch immer wieder deine Schlüsse.«

»Nicht nur daraus«, sagte er so sanft wie zuvor. »Deine Mutter spielt auch eine Rolle. Ihr Leben hinter der Bar und die vielen Affären. Du und dein Bruder, ihr seid sehr vernachlässigt worden, und schließlich seid ihr von zu Hause abgehauen. Ihm ist das allerdings schlecht bekommen.«

»Du brauchst mich jetzt nicht noch daran zu erinnern, dass er sein ganzes Leben lang hinter Gittern sitzen wird.«

»Das habe ich nur erwähnt, weil ich stolz auf das bin, was du aus deinem Leben gemacht hast.« Besänftigend strich er über ihr Haar. »Du hast dich ohne fremde Hilfe durch das College und die Hochschule gebracht. Klar, deine Kindheit war schrecklich, Dana, und deshalb schreckst du auch davor zurück, ein Kind zu bekommen. Aber versteh doch: Ich spreche jetzt von der Zukunft – nicht von der Vergangenheit. Warum willst du nicht einem Sohn oder einer Tochter einen schöneren Weg ins Leben ebnen?«

»Weil ich nicht an solche schönen Zukunftsvisionen glauben kann«, sagte sie hart und schüttelte seine Hände ab.

Als er sich abwandte, ließ sich Seagram seine Enttäuschung nicht anmerken. Ihre innere Abwehr war zu stark, sagte er sich – wie schon so oft. Mit Worten war diese Mauer nicht zu durchbrechen.

»Dann ... mach dich jetzt noch schöner, als du ohnehin schon bist«, sagte er mit gespielter Heiterkeit. »Wenn

du mir kein Baby schenken willst, dann gib mir wenigstens die Genugtuung, dass ich nachher eine besonders hübsche Frau zur Party des Präsidenten führen darf.«

Er war gerade dabei, mit ungeschickten Fingern seine Smokingfliege zu binden, als das Telefon in der Diele läutete. Donner war am Apparat.

»Schlechte Neuigkeiten, Gene«, sagte er ohne Umschweife. »Die *First Attempt* hat vor fünf Tagen Oslo passiert.«

»Und – was hat das zu bedeuten? Koplín sollte doch das Schiff verlassen und mit einer Linienmaschine nach Hause fliegen.«

»Das ist es ja. Und laut deiner Anweisung hat das Schiff Funkstille.«

»Da ist irgendwas schiefgegangen.«

»Wahrscheinlich«, sagte Mel Donner.

»Bis gegen dreiundzwanzig Uhr bin ich auf der Party des Präsidenten. Falls du noch etwas hörst, gib mir Bescheid.«

»Klar. Inzwischen viel Vergnügen.«

Seagram legte gerade auf, als Dana in ihrem tief ausgeschnittenen weißen Abendkleid und mit der Nerzstola über dem Arm aus dem Wohnzimmer kam. »Schlechte Nachrichten?«, fragte sie, als sie seinen Gesichtsausdruck sah.

»Ich weiß es noch nicht.«

Sie gab ihm einen flüchtigen Kuss auf die Wange. »Behalte deine Geheimnisse für dich.«

Das werde ich wohl leider tun müssen, dachte er, während er ihr die Nerzstola um die bloßen Schultern legte.

6

Die Seagrams schlossen sich vor dem Eingang des East Room den Gästen an, die auf den Empfang beim Präsidenten warteten. Während sie langsam vorrückten, stellte Dana fest, dass der Präsident mit Anfang fünfzig noch immer die erotische Ausstrahlung eines wesentlich jüngeren Mannes hatte. Wahrscheinlich wurde dieser Eindruck auch dadurch verstärkt, dass Ashley Fleming an seiner Seite die Rolle der Gastgeberin spielte. Denn Ashley Fleming galt als die eleganteste und zugleich klügste geschiedene Frau von ganz Washington.

Endlich waren sie an der Reihe. »Gene, freut mich, Sie zu sehen.« Der Präsident lächelte höflich.

»Vielen Dank für die Einladung, Mr. Präsident«, antwortete Seagram ebenso förmlich. In der Öffentlichkeit betonten sie immer den gesellschaftlichen Abstand, und er hielt sich auch jetzt an die Regel, als er ohne jeden Anflug von Vertraulichkeit hinzufügte: »Ich hoffe, Sie erinnern sich noch an meine Frau Dana, Mr. Präsident.«

»Aber natürlich.« Der Präsident lächelte ungezwungen, während er Danas Hand länger als üblich hielt. »Eine schöne Frau vergesse ich nie.«

»Vielen Dank, Mr. Präsident.« Dana sah ihm in die Augen, und einige Sekunden floss da ein Strom von Signalen zwischen ihnen, die viel deutlicher waren als alle Floskeln gesellschaftlicher Höflichkeit.

